

(Nachdruck verboten.)

## 20) Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

„Hat er vielleicht gelärmt, oder was?“ sagte die Korablewa mit Bezug auf Wassiljew und biß kleine Stückchen Zucker mit ihren festen Zähnen ab. Er ist nur für seine Kameraden eingetreten. Denn Prügel ist heute nicht erlaubt.“

„Er soll ein guter Mensch sein.“ fügte Fedosia in unbedecktem Kopf mit langen Zöpfen hinzu; sie saß auf einem Holzstisch gegenüber der Britsche, auf welcher die Theekanne stand.

„Das müßte man ihm sagen, Michailowna.“ wandte sich die Bahnwärterin zur Maslowa; sie verstand aber unter „ihm“ Nechjudow.

„Ich werd's ihm sagen. Er thut alles für mich.“ erwiderte die Maslowa, lächelnd mit dem Kopf nickend.

„Ja, aber doch erst, wenn er kommt; aber jene, heißt es, kommen gleich, um sie zu holen.“ sagte Fedosia. „Es ist schrecklich.“ meinte sie stöhnend.

„Ich habe einmal gesehen, wie im Gutsgericht ein Bauer geprügelt wurde. Mein lieber Schwiegervater schickte mich zum Vorsteher; ich ging hin, aber er, seht ihr...“ begann die Wärtersfrau eine lange Geschichte.

Die Erzählung der Bahnwärterin wurde durch den Schall von Stimmen und Schritten im oberen Korridor unterbrochen.

Die Weiber verstümmten und horchten.

„Sie haben ihn hingeschleppt, die Teufel.“ sagte Tausend schön. „Jetzt peitschen sie ihn mit Ruten. Die Aufseher sind sehr böse auf ihn, weil er ihnen nicht nachgibt.“

Oben verstümmte alles, und die Wärtersfrau erzählte ihre Geschichte zu Ende, wie sie sich im Gutsgericht erschrocken hätte, als man dort in Schuppen den Bauern gepeitscht, und wie sie innerlich zurückgeschauert sei. Tausend schön aber erzählte, wie man Schischeglow gepeitscht, er aber keinen Laut von sich gegeben. Dann räumte Fedosia den Thee ab, und Korablewa und die Wärtersfrau machten sich an ihr Nähzeug; die Maslowa aber saß mit unstillen Augen auf der Britsche und härmte sich vor Langeweile. Sie schickte sich eben an, wieder einzuschlafen und sich hinzulegen, als die Aufseherin sie ins Bureau zu einem Besucher rief.

„Sprich auf jeden Fall von uns.“ sagte die alte Menschowa zur Maslowa, während diese ihr Brusttuch vor einem Spiegel mit halb fehlendem Quecksilber zurechtzog. „Nicht wir haben das Feuer angezündet, sondern er selbst, der Bösewicht, und ein Arbeiter hat es gesehen; die Seele tötet er nicht. Sag' Du ihm, daß er Mitrij herausruft. Mitrij wird ihm alles darlegen, wie auf der flachen Hand; da wird man ihn eingesperrt, wo man nicht das geringste verbrochen hat; er aber, der Bösewicht, lebt wie ein Fürst mit dem fremden Weibe und sitzt in der Schenke.“

„Das geht gegen das Gesetz!“ bestätigte die Korablewa.

„Ich sag's ihm, sicher, ich sag's.“ erwiderte die Maslowa. „Jetzt noch einen Schluck, um Courage zu kriegen.“ fügte sie mit einem Auge blinzeln hinzu.

Die Korablewa schenkte ihr eine halbe Tasse voll ein. Die Maslowa trank, wuschte sich den Mund ab und trat in der allerheitersten Stimmung unter Wiederholung ihrer letzten Worte „um Courage zu kriegen“, den Kopf wiegend und lächelnd hinter der Aufseherin in den Korridor.

### Fünfundvierzigstes Kapitel.

Nechjudow wartete schon lange im Flur.

Zur Gefängnis angelangt, hatte er an der Eingangstür geläutet und dem dienstthuenden Aufseher den Erlaubnischein des Staatsanwalts gegeben.

„Wen wünschen Sie?“

„Ich möchte die Gefangene Maslowa sehen.“

„Das geht jetzt nicht; der Inspektor ist beschäftigt.“

„Im Bureau?“ fragte Nechjudow.

„Nein, hier im Besuchszimmer.“ erwiderte der Aufseher etwas verwirrt, wie es Nechjudow vorkam.

„Wird denn heute Besuch empfangen?“

„Nein, eine besondere Angelegenheit.“ sagte er.

„Wie kam ich ihn denn aber zu sehen bekommen?“

„Er kommt hierher, dann sagen Sie ihm Bescheid. Warten Sie ihn ab.“

In diesem Augenblick trat aus einer Seitenthür ein Feldwebel mit glänzenden Treppen, strahlendem, leuchtendem Gesicht und einem von Tabakrauch durchzogenen Schmirbel; er wandte sich streng an den Aufseher.

„Warum haben Sie jemand hierher gelassen? ... Ins Bureau...“

„Man sagte mir, der Inspektor sei hier.“ sagte Nechjudow und wunderte sich über die Unruhe, die auch am Feldwebel bemerkbar war.

In demselben Augenblick öffnete sich die Zuenthür und erhob und in Schweiß gebadet trat der starke Petrow ein.

„Der wird daran denken.“ begann er, an den Feldwebel gewandt.

Der Feldwebel deutete mit den Augen auf Nechjudow, und Petrow verstümmte, runzelte die Brauen und schritt zur Hintertür.

„Wer wird daran denken? Warum sind sie alle so verwirrt? Warum hat der Feldwebel ihm dieses Zeichen gemacht?“ dachte Nechjudow.

„Sie dürfen hier nicht warten, bitte, gehen Sie ins Bureau.“ wandte sich der Feldwebel wieder an Nechjudow, und Nechjudow wollte schon fortgehen, als aus der Hintertür, noch verwirrter als seine Untergebenen, der Inspektor trat. Er holte ununterbrochen schwer Atem. Als er Nechjudow erblickte, wandte er sich an den Aufseher.

„Fedotow, die Maslowa aus der fünften Weibezelle ins Bureau.“ sagte er.

„Bitte.“ wandte er sich dann an Nechjudow. Sie gingen auf einer steilen Treppe zu einem kleinen Zimmerchen mit einem Fenster, einem Schreibtisch und einigen Stühlen. Der Inspektor setzte sich.

„Schwere, schwere Pflichten.“ sagte er an Nechjudow gewandt und holte eine dicke Cigarette hervor.

„Sie sind scheinbar ermüdet.“ sagte Nechjudow.

„Ermüdet vom ganzen Dienst. — es sind sehr schwere Pflichten. Will man ihnen ihr Los erleichtern, geht die Sache schief; man hat wohl zu denken, wie man überhaupt fertig wird; es sind schwere, schwere Pflichten...“

Nechjudow wußte nicht, worin eigentlich die Schwierigkeit für den Inspektor bestände, aber er bemerkte heute an ihm eine ganz besondere, Mitleid erregende, niedergeschlagene, verzweifelte Stimmung.

„Ja, ich glaube, sie sind sehr schwer.“ sagte er. „Warum übernehmen Sie aber diese Pflichten?“

„Ich habe keine Mittel und Familie.“

„Aber wenn es Ihnen schwer fällt...“

„Nun, man stiftet doch trotzdem, soweit die Kräfte es erlauben, Mühen und Linderl, soviel man kann. Ein anderer an meiner Stelle würde gewiß nicht so verfahren. Das spricht sich leicht aus; über zweitausend Menschen, und was für welche! Man muß mit ihnen umzugehen wissen. Sind auch Menschen, man bedauert sie. Aber die Zügel darf man doch nicht locker lassen.“

Der Inspektor begann einen kürzlich vorgekommenen Fall von einer Schlägerei zwischen Sträflingen zu erzählen, die mit Tolstschlag geendet hatte.

Diese Erzählung wurde durch den Eintritt der Maslowa unterbrochen, der ein Aufseher vorausschritt.

Nechjudow erblickte sie in der Thür, als sie den Inspektor noch nicht wahrnahm. Ihr Gesicht war rot. Sie schritt dreist hinter dem Aufseher her, lächelte und wiegte unaufhörlich den Kopf hin und her. Als sie den Inspektor wahrnahm, starrte sie ihn mit erschrockener Miene an; sagte sich dann aber sofort und wandte sich fröhlich und dreist an Nechjudow.

„Guten Tag.“ sagte sie singend und lächelnd und schüttelte kräftig, nicht so wie damals, feine Hand.

„Ich bringe Ihnen hier das Bittgesuch zur Unterschrift.“ sagte Nechjudow, etwas verwundert über den dreisten Ausdruck, mit dem sie ihm heute begegnete. „Der Advokat hat das Bittgesuch aufgesetzt, das muß unterschrieben werden, dann schicken wir es nach Petersburg.“

„Warum nicht; das kann man ja unterschreiben.“

Man kann alles," sagte sie mit einem Auge blinzeln und lächelnd.

Rechljudow holte einen zusammengefalteten Bogen Papier aus der Tasche und trat an den Tisch.

"Kann man hier unterschreiben?" fragte Rechljudow den Inspektor.

"Komm her, sei' Dich," sagte der Inspektor; „da hast Du eine Feder. Kannst Du schreiben?"

"Ich hab's mal gekonnt," sagte sie, brachte lächelnd ihren Rock und den Ärmel des Leibchens in Ordnung, ergriff mit ihrer kleinen energischen Hand ungeschickt die Feder und schaute Rechljudow lächelnd an.

Er zeigte ihr, was und wo sie unterschreiben mußte. Sie tauchte vorsichtig die Feder ein, strich sie ab und schrieb ihren Namen hin.

"Weiter ist nichts nötig?" fragte sie und schaute bald auf Rechljudow, bald auf den Inspektor und legte die Feder bald auf das Tintenfaß, bald auf das Papier.

"Ich muß Ihnen etwas sagen," meinte Rechljudow und nahm ihr die Feder aus der Hand.

"Nun, sprechen Sie nur," brachte sie heraus und wurde plötzlich ernst, als ob sie über etwas nachdachte oder schlafen wollte.

Der Inspektor stand auf und ging hinaus; Rechljudow blieb mit ihr unter vier Augen.

### Sechshundvierzigstes Kapitel.

Der Aufseher, der die Maslowa hergeführt, setzte sich auf die Fensterbank, unweit vom Tisch. Für Rechljudow brach die entscheidende Minute herein. Er hatte sich unaufhörlich Vorwürfe darüber gemacht, daß er ihr beim ersten Zusammentreffen nicht die Hauptsache gesagt: daß er die Absicht hätte, sie zu heiraten, und war jetzt fest entschlossen, ihr das zu sagen. Sie saß auf einer Seite des Tisches, Rechljudow ihr gegenüber auf der andern. Im Zimmer war es hell, und Rechljudow sah zum erstenmal in geringer Entfernung deutlich ihr Gesicht; die Runzeln um die Augen und Lippen und das geschwollene Gesicht. Und sie that ihm noch mehr leid als früher.

Er stützte den Ellbogen so auf den Tisch, daß er vom Aufseher am Fenster, einem Menschen von jüdischem Typus mit grauem Backenbart, nicht gehört wurde, sondern nur von ihr, und sagte:

"Wenn das Gnadengesuch keinen Erfolg hat, wenden wir uns an die allerhöchste Instanz. Wir werden alles thun, was möglich ist."

"Wenn das nur früher geschehen wäre; ein guter Advokat hätte schon alles besorgt..." unterbrach sie ihn. "Mein sogenannter Verteidiger war ein großer Schafskopf. Hat mir fortwährend Komplimente gemacht," sagte sie und lachte. "Wenn man damals gewußt hätte, daß ich mit Ihnen bekannt sei, wäre alles anders geworden. Aber so? Die denken, wir sind lauter Spitzbübinnen."

"Wie ist sie heute sonderbar," dachte Rechljudow und wollte gerade seine Botschaft mitteilen, als sie wieder zu reden anfing:

"Ich will aber noch etwas sagen. Bei uns ist eine Alte, über die sich, wissen Sie, einfach alle wundern. Ist eine so prächtige Alte und sitzt ohne jeden Grund, sie und ihr Sohn, und alle Welt weiß, daß sie unschuldig sind, aber man hat sie wegen Brandstiftung angeklagt, und nun sitzen sie. Die Alte hat gehört, daß ich mit Ihnen bekannt bin," sagte die Maslowa, den Kopf drehend und sah ihn dabei an, „und meinte: ‚Sag' ihm doch,“ meinte sie, „daß er den Sohn heraustruft — der wird Ihnen alles erzählen. Menschow ist ihr Name. Nun, wollen Sie es thun? Wissen Sie, es ist eine so prächtige Alte, man sieht sofort, daß ihr Unrecht geschieht. Lieber Freund, bemühen Sie sich um die Alte," sagte sie, schaute ihn an, schlug die Augen nieder und lächelte.

"Gut, ich werde es thun, ich erkundige mich," sagte Rechljudow, immer mehr und mehr über ihre Ungezwungenheit verwundert. „Aber ich wollte über eigene Angelegenheiten mit Ihnen sprechen. Sie erinnern sich, was ich Ihnen damals gesagt?" fragte er.

"Sie haben viel gesagt, was haben Sie damals gesagt?" meinte sie, unaufhörlich lächelnd, und wandte den Kopf bald auf diese, bald auf jene Seite.

"Ich habe gesagt, daß ich gekommen bin, um Sie um Verzeihung zu bitten," sagte er.

"Ach was, verzeihen und immer verzeihen, das hat ja keinen Zweck... Sie sollten lieber..."

"Daß ich meine Schuld wieder gut machen will," fuhr Rechljudow fort, „und nicht mit Worten, sondern durch die That. Ich habe mich entschlossen, Sie zu heiraten.“

Ihr Gesicht drückte plötzlich Schrecken aus. Ihre schrägen Augen blieben stehen, sahen ihn an und sahen ihn nicht an.

"Wozu ist das nötig?" meinte sie mit bösem Stirnrinzeln.

"Ich fühle, daß ich das vor Gott thun muß."

"Was haben Sie denn für einen Gott entdeckt? Reden Sie doch nicht so. Gott? Welcher Gott? Sie hätten damals an Gott denken sollen," sagte sie und hielt mit offenem Munde im Reden inne.

Rechljudow spürte erst jetzt den starken Branntwein-geruch aus ihrem Munde und begriff die Ursache ihrer Erregung.

"Beruhigen Sie sich," sagte er.

"Ich brauche mich nicht zu beruhigen. Denkst, ich bin betrunken. Ich bin auch betrunken und weiß doch, was ich sage," begann sie plötzlich schnell zu reden und wurde über und über purpurrot; „ich bin eine Zuchthäuslerin und Sie ein Herr, ein Fürst, und Du brauchst Dich nicht mit mir zu beschmuhen. Eher Dich fort zu Deinen Fürstinnen.“

"Wie grausam Du auch redest, Du kannst Doch nicht das aussprechen, was ich fühle," sagte Rechljudow leise, am ganzen Körper zitternd.

"Du kannst Dir nicht vorstellen, bis zu welchem Grad ich meine Schuld vor Dir fühle..."

"Schuld fühle..." äffte sie ihm bössartig nach. „Damals hast Du sie nicht gefühlt, sondern mir hundert Rubel eingesteckt. Das war — der Preis.“

(Fortsetzung folgt.)

### Wracks. \*)

Es sind düstere und unheimliche Bilder, welche zerstörte, durch die furchtbare Gewalt der Elemente zerstörte Schiffe in der Seele des Betrachtenden wachrufen. Noch erinnere ich mich lebhaft des Anblicks von vier nahe beieinander liegenden Wracks am Strande bei Veracruz. Die Küsten Mexikos entbehren an sich jedes Reizes, überall herrscht Flachland vor. Dieser heiße, gefürchtete Küstenstreich ist im Verlauf der Jahrhunderte die Grabstätte zahlloser prächtiger Schiffe geworden. Wenn die schweren Bogen der Nortes, der Nordstürme des Winters, daherbrausen, dann bietet der unvollkommen geschützte Hafen von Veracruz keinen Schutz; dann heißt es, mit Verlust von Anker und Ketten im schweren Kampfe gegen das empörte Meer die hohe See gewinnen oder sich auf das Unvermeidliche, den Verlust des Schiffs und des Lebens gefaßt machen. Auch wir unthten damals gegen den Aufruhr des Meers, der unsre Sicherheit bedrohte, hinaus auf die hohe See. Und die alten Wracks am Strande, umtost von dem Donner der Brandung, halb gekentert, geborsten, entmastet, schienen uns in ihren schwarzen Klüften wie dämonische Ungethume, die uns, das dumpfe Grollen überhöhend, zuriefen: „Unser Schicksal ist auch bald das eure!“

Allein diese düsteren umbrandeten Ungethume hatten keine Macht über uns und unser Geschid. Unheil können die Wracks nur anstiften, wenn sie dem Strande entgangen sind; wenn sie ruhelos auf dem Meere umhertreiben. Und sehr groß ist die Anzahl dieser treibenden verräterischen Klippen, wenn man die zerstörten Schiffskörper so nennen will. Nach der Wrackliste des Kapitäns Clover vom Hydrographischen Amt in Washington wurden in den Jahren 1887—1891 auf der amerikanischen Seite der Welt Handelsstraße des Nordatlantic allein 975 treibende Wracks beobachtet. Man kann annehmen, daß auf der atlantischen Hochseestraße des Weltverkehrs durchschnittlich 20—30 Wracks zu jeder Zeit die Schifffahrt unsicher machen.

Diese Wracks stammen vielfach von Holzschiffen her, die von Scandinavien aus in der nordatlantischen Holzfahrt verwendet wurden. Alte Schiffe, die für den Oceandienst mit wertvollen Frachtgütern nicht mehr taugen und daher von den Schiffsklassifikations-Gesellschaften nicht mehr klassifiziert werden können, werden mit Vorliebe von den Norwegern aufgelaufen. Natürlich sind nicht alle Wracks norwegischen Ursprungs; auch die übrigen seefahrt-treibenden Nationen sind dabei beteiligt. Die verheerende Wut der Elemente hat diese einst so stolzen Fahrzeuge entmastet und zum Teil zerstört; nach hartem Ringen und unter Lebensgefahr hat die Befragung sie auf hoher See verlassen müssen. Und dann, nachdem die Schiffe unfähig geworden sind, den Menschen nutzbar zu sein, verwandeln sie sich in rachsüchtige Ungeheuer, als welche sie in unheimlicher Weise den Ocean unsicher machen.

Getrieben durch den Druck der Segel oder durch die gewaltige Kraft des Dampfes durchstößt ein mächtiges Fahrzeug die dunklen Kluten des Nordatlantic. Es ist Nacht; finstere Schatten lagern

\*) Aus der „Röinischen Volkszeitung“.

auf den rauschenden Bogen, und die Fernsicht ist sehr begrenzt. Uplötzlich taucht eine schwarze Masse dicht vorm Auge auf. „Hart Backbord!“ „Volle Kraft rückwärts!“ lauten die Kommandos. Zu spät! Der gewaltige Schiffskörper gehört nicht so rasch dem Ruder oder der Maschine. Ein furchtbarer Krach! Ein gellender Aufschrei, ein einziger Todesruf, und bald schlagen die Wellen zusammen über dem vorhin noch so stolzen Bau und all dem Leben darin. Der finstere Zerstörer aber setzt wie ein schleichendes Ungeheuer seinen Weg fort. Zwar sind die großen Ozeanschnelldampfer mit so vielen wasserdichten Abteilungen versehen, daß ein derartiger Zusammenstoß das Schiff in erstlicher Weise schwerlich gefährdet; aber die zahllosen Frachtdampfer und Segelschiffe sind nicht mit diesen kostspieligen Einrichtungen versehen; diese gehen bei einem so schweren Zusammenstoß zu Grunde. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß eine ganze Reihe spurlos verschwundener Schiffe, sowohl Segler als Dampfer, infolge eines Zusammenstoßes in voller Fahrt mit einem Brack eine Wente der finstern Tiefe geworden ist. Durch seegerichtliche Untersuchungen ist eine beträchtliche Zahl von Fällen bekannt geworden, in denen ein Zusammenstoß mit einem Brack stattfand und schwere Beschädigungen verursachte.

Die Lebensdauer dieser treibenden Unholde ist oft außerordentlich lang. Der Schoner „Jamin Wolfson“ mußte von der Besatzung in einem unradartigen Zustand im Oktober 1891 auf hoher See verlassen werden. Dieses Brack machte in einem Zeitraum von etwa drei Jahr eine ganze Rundreise auf dem nordatlantischen Ocean; zum letztmalig gesehen wurde es im Mai 1894 unweit der Stelle, wo man es anfangs seinem Schicksal überlassen hatte. Ein andres Holzschiff, „David Gual“, trieb 1888 von der amerikanischen Küste quer über das Weltmeer nach Madeira, es legte in 350 Tagen 5000 Seemeilen zurück und wurde dem Hydrographischen Amt in Washington in der Zwischenzeit 41mal von vorbeipassierenden Schiffen gemeldet. Der eiserne Viermaster „Honresfeld“, von Liverpool nach San Francisco bestimmt, hatte das schwere Unglück, durch Selbstentzündung Feuer in die Ladung zu bekommen. Alle Anstrengungen der Mannschaft, desselben Herr zu werden, scheiterten; es blieb keine andre Wahl, als das brennende Schiff zu verlassen. Dies geschah am 18. Dezember 1892 im Stillen Ocean in der Nähe des Äquators unweit der amerikanischen Küste. Nachdem das brennende Schiff darauf noch einmal von einem andern Schiff gemeldet worden, lief die letzte Nachricht über dieses Brack von einem einsamen Walfischfänger ein, der es im Dezember 1895 in der Nähe der Karolinen gesehen hatte. Die große Äquatorialströmung und die herrschenden Passatwinde hatten den ausgebrannten Klumpf mit den letzten eisernen Resten über mehr als die halbe Breite des Großen Ozeans getragen.

Seltam waren die Ergebnisse der Mannschaft des englischen Dampfers „John Wale“. Das Schiff erlitt an der kubanischen Küste so schwere Beschädigungen, daß die Besatzung, um wenigstens das nackte Leben zu retten, in die Vote gehen mußte. Da die Küste zu weit entfernt war, ruderten sie auf ein in der Ferne sichtbares Schiff zu. Zum nicht geringen Erstaunen der Schiffbrüchigen stellte sich heraus, daß das Fahrzeug ebenfalls von der Mannschaft verlassen worden war. Die Besatzung der John Wale richtete sich an Bord ein, setzte Segel und erreichte mit diesem Fahrzeug einen englischen Hafen. Das Seegericht setzte hier den Wert des Schiffes zu 1237 Pfd. Sterl. fest, von welcher Summe den Schiffbrüchigen Vergern 350 Pfund, also 7000 M. zugesprochen wurden.

Traurig war auch das Schicksal der Brigg „Glenaloon“. Ein schwerer Orkan hatte das Schiff entmastet, die Boote zerschlagen, die Deckhäuser zerstört, den Probiant ungenießbar gemacht. Als der Schoner „Lancaster“ im Jahr 1872 das treibende Brack antraf, war alles Leben auf demselben erloschen. In der Kajüte lagen mehrere Leichen; die Englischen waren Hungers gestorben. Auf dem Tisch lag ein Gebetbuch, daneben ein geladener Revolver und eine mit einem Zettel verhehene versiegelte Flasche. Allein keiner hatte zuletzt mehr die Kraft gehabt, die Flaschenpost über Bord zu werfen. Unter den zerstreut umherliegenden Briefen fand man einen adressiert an „seine Dearest Kate“, unterzeichnet Robert C. Hart. Der Kapitän des „Lancaster“ ließ die Leichen in feierlicher Weise ins Meer versenken.

Wendet man sich der Frage zu, was denn bislang geschehen sei, um die Hochstraßen der Meere von diesen gefährlichen Schiffskörpern zu befreien, so lautet die Antwort, daß von einer planmäßigen Säuberung der Hochseestrecken gar nicht die Rede sein kann. Wie groß die Zahl der Unglücksfälle ist, welche durch Zusammenstöße mit Bracks verursacht werden, kann nie mit Sicherheit bestimmt werden, da die Schiffe zweifellos öfters dabei gänzlich zu Grunde gehen. Eine Denkschrift des Hydrographischen Amtes in Washington giebt indes die Zahl der bekannt gewordenen Zusammenstöße für die drei Jahre 1893—1896 im ganzen auf zwölf für den Nordatlantik an. Dies ist schon in einer verhältnismäßig kurzen Zeit eine so stattliche Anzahl, daß Anlaß zu einem energischen Einschreiten vorhanden wäre. Aber ein gemeinsames Vorgehen der Seemächte, welches nur darin bestehen könnte, Kriegsschiffe mit der Auffuchung und Vernichtung der Bracks zu beauftragen, ist jedenfalls an der Schwierigkeit der Ausführung dieses Plans gescheitert.

Gleichwohl haben in vereinzelten Fällen doch einige Kriegsschiffe gelegentlich die Brackvernichtung in Angriff genommen. Der britische Kreuzer „Sirius“ zerstörte auf der Heimreise von Lagos das

Brack der Brigg „Champion“. Der Kreuzer versuchte es zuerst mit Granaten, aber obwohl diese das Brack durchlöcherien und verwüsteten, so brachten sie doch keinen rechten Erfolg. Erst nachdem ein Torpedo den ganzen Schiffsboden zertrümmert hatte, sank es in die Tiefe, nur Treibstücke an der Oberfläche zurücklassend. Ein andres englisches Kriegsschiff, „Gannet“ zerstörte im Jahre 1880 ein gefährliches Brack ebenfalls durch einen Torpedo. Der amerikanische Kreuzer „San Francisco“ erzielte 1896 mit einem Torpedo nur einen halben Erfolg. Der Kommandant raumte darauf das Brack und brachte es zum Sinken. Im selben Jahre wurde das Brack der Brak „Carmelita“ durch den Kreuzer der Vereinigten Staaten „Montgomery“ durch Sprenggeschosse vollständig auseinandergerissen und vernichtet. —

## Kleines Heuileton.

Ik. Mat. Aus dem Weiß des Winters und dem Grau in Grau des Vorfrühlings hat sich in wenigen Tagen das bezaubernde Grün von Milliarden Knospen entwickelt, die mit wahren Ungetüm der Sonne entgegen die beengenden Hüllen sprengen. Vor allem sind es die Pflanzungen unserer Gärten und Straßen und die Birken und Buchen unserer Laubwälder, die mit ihrem hellen Grün den Beschauer in Entziden versetzen. Auch an den Erlen, Haselsträuchern und Bammweiden beginnen die Knospen, soweit sie nicht schon abgefallen sind, von den sprossenden Blättern überdeckt zu werden. Fast nur die Erde sieht noch zurück; sie bereitet die Entfaltung ihrer unscheinbaren Wästen vor und noch unverhüllt vom Blattwerk regen die thürigen Aeste in das Gezwänge der benachbarten Bäume hinein. Auch unsere Obstbäume lassen erst die warme Sonne auf die Blüten wirken, ehe sie schattenspendend die Blätter über die jungen Früchte breiten. Ungezählte Scharen bewundern gegenwärtig das Blütenmeer bei Berder; ein äußerst reizvoller Anblick, aber doch ein solcher, bei dem es die „Masse bringt“, die von Menschenhänden zusammengebrachte Masse. Wer das empfindet, der wandert lieber nach Finkenkrug, oder einem andern Laubwalde, wo zwar keine weißen Blüten von den Bäumen schimmern, wo aber der mannigfache Wechsel zwischen den Schattierungen des jungen Grüns an Birken, Buchen und Gesträuch aller Art ein sozualerischer wirkt. Der weiße schlanke Birkenstamm mit dem lastadenartig herabwallenden Laube, das vornehme Grau der glatten Buchen, die düstern, braunschuppigen, eingemischten alten Eiskern mit den starren Radeln, dies und hundert andre Dinge geben im Wandern auf Schritt und Tritt Wandelbilder von unbeschreiblichem Reiz. Auf dem Waldboden winkt uns überall die weiße Anemone entgegen und wo der Weg uns an einer nassen Wiese vorüber führt, schimmert sie gelb von den großen Blüten der Sumpfdotterblume. Dazwischen erscheinen zahlreiche braune Lehren der Seggen, bei deren Pfäuden wir uns aber in acht nehmen müssen, denn scharf dreikantig ist der Halm und wie ein Messer dringt er bei manchen Arten dem Unvorsichtigen in die Finger. Aber auch an andern blühenden Gewächsen ist jetzt kein Mangel mehr und mit Leichtigkeit bringen wir einen Strauß zusammen. Wir finden am Rande der Wiese die zierliche Wackwurz und waldeinwärts das Waldweilchen. Sein Geruch kam zwar mit dem des Märzweilchen nicht im entferntesten konkurrieren, aber es ist mindestens ebenso süßlich. Haben wir Glück, so finden wir unter Buchen auch jene, oft beschränkte, Stellen, wo der Himmelschlüssel auf schlanke Stiel über einer Rosette von Blättern seine wunderbaren gelben Blüten dolden erhebt. Es giebt in unserer Frühlingsflora wohl nichts, was diesem Gewächse an poetischer Erscheinung gleichläme und der Name „Himmelschlüssel“, den das Volk ihm gegeben hat, beweist, wie hoch es diese Fieder unsrer Laubwaldwiesen schätzt. —

— Heber das salomonische Ophir sprach Professor Sieglin in der Mittheilung der Berliner „Gesellschaft für Erdkunde“. Wo lag dies mit romantischem Zauber umgebene Goldland Ophir, von dem ziemlich übereinstimmend das im neunten vorchristlichen Jahrhundert verfaßte erste Buch der Könige und das um 300 verfaßte zweite Buch der Chronika berichten, daß Salomo mit Unterführung des phöniciischen Königs Hiram dahin von Ezeon Geber bei Elath am Euphratmeer im Lande der Edomiter Schiffe entsandte, die ihm heimlehnend 420 Talente gleich 495 Centner Gold brachten? Diese Frage hat schon im frühen Mittelalter die Gelehrten beschäftigt, zahllos sind die im Laufe der Zeit aufgestellten Theorien, und es konnte nicht fehlen, daß unsre an geographischen Entdeckungen überreiche Zeit einige neue Erklärungen hinzugefügt hat. Geüht wird Ophir in Indien, Südost-Arabien, Südwest-Arabien, Spanien, Südost-Afrika, selbst in Amerika. Der Vortragende glaubt nach sorgfältigem Studium sich für Indien, nämlich das Pandjab, das Mündungsland des Indus, entscheiden zu müssen und führt für seine Ansicht folgende Gründe an: Ein Land am Mittelmeer ist ausgeschlossen, weil es unverständlich wäre, warum als Ausgangspunkt die Expedition nicht Thrus oder Sidon, oder Zeppe statt des Hafens am Euphratmeer, d. i. am roten Meer gewählt worden. Auch verlannt im ganzen Altertum nichts von Goldfunden in Spanien. Dagegen bestand seit Ende des 14. Jahrhunderts v. Chr. eine von Ramses II. gebaute Wasserstraße zwischen mittelländischen und roten Meer unter Benutzung des östlichen Mittelmeeresarmes und der Bitterseen, eine schiffbare Verbindung der beiden Meere, um deren Verbesserung sich nachweislich Necho im 7. Jahrhundert, Darius und zuletzt im 2. nachchristlichen Jahre

Hundert Kaiser Hadrian bemüht haben. Ferner ist durch die ägyptische Geschichte bestätigt, daß um die Zeit Salomos, nach dem Sturz einer zweihundertjährigen Priesterherrschaft, die neuen ägyptischen Herrscher von dem System der Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt zurückgekommen waren und u. a. Bündnisse mit den Phöniciern eingegangen waren, wodurch letzteren die Handelswege der Ägypter bekannt und erschlossen wurden. Von der Ausbreitung der ägyptischen Handelsbeziehungen aber wissen wir aus einer Inschrift von 1525 v. Chr., daß damals zum erstenmal ein Vorstoß nach Süden erfolgt und das Land auf beiden Seiten der Straße Bab el Mandeb in Besitz genommen worden ist. Wird es hierdurch schon wahrscheinlich, daß von dieser Niedertafelung aus Verbindungen mit Indien angeknüpft wurden, zumal im Frühjahr dort Winde wehen, welche ein Schiff auch gegen den Willen der Schiffsmannschaft nach Indien entführen können, während im Herbst die Winde in umgekehrter Richtung wehen, so bestätigt eine an Herodot und mehrere Späteren überlieferte, allerdings durch Schriften bisher nicht bestätigte Nachricht, daß Sesostris (übereinstimmend mit Ramesses II.) eine Expedition nach Indien unternommen habe. Vom Vorhandensein eines westlichen Verkehrs zwischen den Ländern am Mittelmeer eines, Indien und China andererseits zeugt ferner die schon im 2. Buch Moses enthaltene Erwähnung von Cassia und Zimmet, Stoffe, die zur Zeit der Niederschrift des Exodus — im neunten und zehnten Jahrhundert — in Palästina also schon bekannt sein mußten und ausschließlich von jenen Ländern her kamen. Sehr wichtig ist es auch, daß als von Ophir eingeführte Produkte genannt sind: Gold, Silber, Eisenstein, Affen und Pfauen. Diese Produkte finden sich ansatzloslos in Indien, aber vereint in keinem der sonst für Ophir in Anspruch genommenen Länder, auch ist das übernommene Wort „Ase“ indischen Ursprungs. Ferner bezeichnet sowohl die im 3. Jahrhundert v. Chr. entstandene älteste griechische Hebersetzung des alten Testaments, die Septuaginta, als der jüdische Schriftsteller Josephus „Ophir“ als Indien. —

**Archäologisches.**

c. Eine Bibliothek aus Terracottatafeln. In der letzten Sitzung der Pariser Académie des inscriptions et belles-lettres wurde ein Brief von Arthur Evans, dem Konservator des Museums in Oxford, der gegenwärtig Ausgrabungen bei Anolis auf Kreta ausführt, im Auszug mitgeteilt. Bei diesen Untersuchungen wurde ein Palast der mykenischen Epoche entdeckt und äußerst wichtige Funde gemacht. Evans hat Fresken mit Figuren von natürlicher Größe, einen verschwenderisch decorierten Saal für Väter und, was von besonderem Interesse ist, eine ganze Bibliothek von Terracottatafeln zu Tage gefördert, die Inschriften in mykenischen Schriftzeichen tragen; die letzteren entsprechen denen von Cypern und Lycien, unterscheiden sich aber durchaus von den ägyptischen Hieroglyphen und der assyrischen Keilschrift. Damit ist der Beweis geliefert, daß die Schrift in der hellenischen Welt wenigstens fünfhundert Jahre vor Homer und vor der Zeit, in die die Tradition den Trojanischen Krieg verlegt, gebräuchlich war. Es ist heute auch sicher, daß diese primitive Schrift nicht eine Anleihe bei Ägypten oder Assyrien ist, sondern sich an ein besonderes Schriftsystem anschließt. — In derselben Sitzung machte Henzen einige für die Geschichte der Industrie bemerkenswerte Mitteilungen über den Gebrauch der Muscheln bei den Chaldäern der Frühzeit. Diese verarbeiteten in ihrer Kunst die Stelle des Eisens, das ihnen nicht so früh bekannt geworden zu sein scheint. Die Chaldäer benutzten die natürliche Stovesität der großen Muscheln, um gewundene Stücke herauszuschneiden, aus denen sie dann wirkliche Waffen machten. Diese wurden dann mit Strichzeichnungen bedeckt, die oft durch ein lamme bemaltes Relief verstärkt wurden. Henzen hat zwei Stücke dieser Art abgießen lassen und zwei Muschelbecher mit Reliefzeichnungen rekonstruiert, von denen der eine auf eine sehr frühe Zeit zurückgeht. Pöthmüller gelangte später zur Verwendung als glanzlose Muscheln. De Sarze hat eine große Fülle von Perlmutterstücken gefunden, die in Form großer Federn geschnitten und mit Federn aus rotem Stein und aus schwarzem Stein vermischt waren. Alle diese Dienten dazu, in einer Art Mosaik ungeschore Vögel mit ausgebreiteten Flügeln zusammenzusetzen, mit denen die Mauern der Gebäude geschmückt wurden; damit ist wieder eine ganz unerwartete Kenntnis über die Geschichte der alten chaldäischen Technik gewonnen. —

**Aus dem Tierreiche.**

— Vom japanischen Riesensalamander erzählt W. Breithaupt in der illustrierten Wochenschrift „Nectus“: Als der schweizerische Naturforscher, Stadtyphikus und Professor der Mathematik in Zürich, Schenckler im Jahre 1725 die verstorbenen Hebersreste eines dem japanischen Riesensalamander nahe verwandten Salamanders bei Denningen am Bodensee fand, glaubte er in diesem Stetete die Hebersreste eines Sündflutmenschen gefunden zu haben, beschrieb und bildete dasselbe ab als Homo diluvii et theoscopos und fügte die rührenden Verse hinzu:

Betrübtes Weingerüst von einem alten Sinder,  
Erweide Stein und Herz der neuen Vosheitlander!

Als zur Zeit Cuviers galt dies Stetete als das betrübte Weingerüst; dieser Forscher aber erkannte einen Molch in den Hebersresten und bezeichnete ihn als Riesensalamander (Salamandra gigantea), worauf Eschscholtz ihm seinen jetzigen Namen gab: Andrias Schenckleri, zu Ehren seines Finders. Von den mit Ähren kleinemuscheln ver-

sehenen und aus diesem Grunde als Planerobranchiala (Ostentier) bezeichneten Fischlurche (Ichthyoiden), unterscheiden sich die Cryptobranchiala (Verborgentier) durch nicht abfallende, also ausdauernde, aber im Körper verborgen bleibende Kiemen und zu diesen gehört der Riesensalamander (Cryptobranchus japonicus). Das Tier wurde von David in den Bergen Japans entdeckt. Hier lebt der Riesensalamander in den rasch fließenden Gewässern vor Jimnan, dem östlichen Stufort, Seichuan und kommt auch im Flußgebiet des Han-Kiang vor. Der Salamander ist ein unförmliches Geschöpf mit plattgedrücktem, breitem Kopf, walzenförmigem Körper, der jederseits stark hervortretende Längsfalten besitzt. Die Füße sind kurz und plump, der Schwanz verhältnismäßig kurz und seitlich zusammengebrückt. Große Exemplare erreichen ein Gewicht von 25 Kilogramm. In den Gewässern, in denen der Riesensalamander lebt, zerstört er sehr bald den Fischreichtum dieser klaren Wasserläufe. Wird die Fischkost knapp, so verzehrt er Würmer, Frosch- und Schwanzlurche und was sich sonst gerade irgendwie genießbares vorfindet. Nachgestellt wird dem Tier nur um seiner Haut willen, die als Arzneimittel gebraucht wird. Das Fleisch, welches zart und weich ist, wird nur selten gegessen. Den ersten japanischen Riesensalamander, welcher nach Europa lebend kam, erhielt im Jahre 1820 der zoologische Garten zu Amsterdam, wo das Tier in etwa 9 Jahren eine Länge von 1 Meter und 30 Centimeter erreichte. Seit dieser Zeit sind viele Riesensalamander eingeführt worden und auch der Amphibienspieler kann heute schon für geringes Geld das Tier aus geeigneten Handlungen sich beschaffen und es in einem geräumigen Aquarium pflegen; er wird indessen nicht sehr viel Freude an diesem bedächtigen und langsamen Gesellen erleben. Wie unser gemeiner Salamander besitzt auch der japanische Riesensalamander ein Hautgift, welches von dem Tiere aus seinen mit Muskelringen und Nerven versehenen Hautdrüsen ausgespißt wird, wenn es sich bedrängt sieht. Phisalis in Paris, der dieses Gift zum erstenmal untersuchte, gewann es durch Aneifen des Tieres in seiner Rückenhaut, wobei eine milchige Flüssigkeit von scharfem Geruch abgefordert wurde. Mit diesem scharfen Giftstoff geimpfte Frösche gingen nach vorausgegangenen Lähmungsercheinungen und Herzerweiterungen in 30 bis 40 Minuten ein, konnten jedoch an das Gift gewöhnt werden, wenn die Zuspungen mit kleineren Giftdosen begonnen wurden. Bei warmblütigen Tieren, wie z. B. Kaninchen, traten Lähmungsercheinungen, die zum Tode führten, viel schneller ein, als bei Fröschen. Die Verührung des Gifts veranlaßte schmerzhaften Hautreiz. —

**Humoristisches.**

— **Summarisch.** Kolonialwarenhändler: „Sie wünschen, mein Herr!“

Kunde: „Ein Pfund Kaffee, zwei Pfund Zucker... einen Häring... und — was ich noch fragen wollte — kann ich vielleicht Ihre älteste Tochter zur Frau haben?“

— Aus der Gemeindefestube. In einem eifässigen Dorfe ist der hochweise Gemeinderat zur Beratung des Budgets versammelt. Der Bürgermeister verliest einen Titel nach dem andern. Keine Einwendung wird vom Gemeinderat gemacht. Endlich bei Titel 12 der Ausgaben — Porto 35,40 M. — macht ein neugeborenes Gemeinderatsmitglied die Bemerkung: „Halte Se, Herr Maire, die Summe votier ich net; ich habe le Porto (Vordeau) trunke; die wuna g'sosse han, solle en oi zahle.“

**Notizen.**

— Die zoologische Sammlung der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule erhielt von dem Pflanzenpaläontologen und Polarforscher Prof. Kathorst in Stockholm den Schädel eines weiblichen Moschusochsen, den er von seiner vorjährigen Polar-Expedition aus Ostgrönland mitgebracht hat. —

— Die Münchener Jahresausstellung 1900 wird, wie alljährlich, am 1. Juni im Glaspalast eröffnet. —

— In Mainz werden umfassende Vorbereitungen für die Feier des 500-jährigen Geburtstags Gutenbergs getroffen. Die Feste sollen von 23. bis 26. Juni dauern. Vor allem ist ein historischer Festzug in großem Stile geplant, für den bisher 44 000 M. gesammelt worden sind. Der Zug soll eine Guldigung der großen Geister aller Zeiten und aller Kulturenationen für den Erfinder der Buchdruckerkunst darstellen. —

— Gladstones Bibliothek, die 35 000 Bände umfasst, wird in dem Dorfe Hawarden in einem besonderen Gebäude untergebracht, zu dem vor kurzem der Grundstein gelegt wurde. Mit dieser Bibliothek steht eine Art Gasthaus in Verbindung, das nur zur Aufnahme von Gelehrten eingerichtet worden ist, die gegen ein ganz geringes Entgelt hier wohnen und in der Bibliothek ihren Studien obliegen können. —

— Zur Förderung eines nationalen spanischen Theater's sollen jährlich ca. 200 000 Pesetas vom Staate angeworfen werden, die als Preise für die besten Bühnenwerke bestimmt sind. —

— Im Jahre 1903 wird in Wien eine Elektrizitäts-Ausstellung stattfinden. Die Ausstellung ist im größten Stil geplant und soll eine Hebersicht über die modernen Errungenschaften der Elektrotechnik bieten. —